

Eine Heldenthat.

Stück von M. Walter (Frankfurt a. M.).

„Steh' ich in finst'rer Mitternacht! — Weich und innig klangen die Töne des alten Volksliedes in den stillen Abend hinaus und die Soldaten der Kaiserne schauten sich an den jungen Trompeter, der es so prächtig zu blasen verstand. Joseph Lenz hieß er, ein schmucker Bursche, das fröhlicste, frohlichste Blut im ganzen Regiment, allezeit zum Scherzen aufgelegelt, dabei pünktlich im Dienst, gefällig gegen Jeden und mit Leib und Seele für die Musik schwärmend. Schon in seiner Kindheit, als er dahem die Schafe und Ziegen hütete, hatte er sich Pfeifen und Flöten geknüpft und dann mit den Vögeln um die Wette wetteifert. Der Pfarrer erkannte des Knaben Talent; er schenkte ihm eine Trompete und ein alter Veteran aus den Freiheitskriegen unterrichtete den Joseph im regelrechten Blasen. Bald hatte der Schüler den Lehrer überflügelt; er übte nun allein weiter, und zwar mit so gutem Erfolge, daß man ihn, als er sich im Frühjahr 1870 zum Militär stellen mußte, in die Regimentsmusik aufnahm. Anfangs sehnte er sich gewaltig nach seinem heimathlichen Dorfe, nach seinem alten Vater und dem hübschen, blonden Hannel, seinem bezuglichen Schatz, zurüd, aber der Dienst und das Leben mit den Kameraden verführte bald das Heimweh.

Erst wenige Monate stand Joseph unter der Fahne, als die Kriegstrümmer durch's Land scholl, die das deutsche Volk zu den Waffen rief, und das Vaterland gegen den übermüthigen Feind zu vertheidigen, der sich einbildete, der Weg von Paris nach Berlin sei nur ein kurzer Spaziergang. Wie schlug dem Joseph das Herz, als er mit seinem Regiment auszog, jubelnd und voll Kampfeslust die Wälder am Rhein in die Luft hinauswetternd. Und alle, die den wackeren Krieger-das Geleit zum Bahnhof gaben, wurden bei dem fröhlichen Trompetenklang von Begeisterung ergriffen und waren am liebsten mit hinausgezogen „in gleichem Schritt und Tritt.“

Wochen und Monate waren vergangen. In blutigen Treffen wurden die Franzosen geschlagen; unaufhaltsam drang das siegreiche deutsche Heer in's Innere Frankreichs ein. Mancher braver Soldat freilich mußte sein Leben lassen, mancher einer schlief den ewigen Schlaf in fremder Erde, — aber war's nicht ein schöner Tod, für's Vaterland zu sterben?

Joseph Lenz hatte bei Saarbrücken und Worth wacker gekämpft und tapfer gekämpft. Doch, so sehr auch die Augen um ihn pflühen, es traf ihn keine. Zweimal rettete er seinem Oberst das Leben und als sein Regiment durch den heftigen Anprall der Franzosen in's Wanken gebracht, rüchückweidend begann, da hatte sein feuriges Blasen die zerstreute Schaar wieder gesammelt und mit neuem Muth erfüllt. Sie rückten herzhaf vor, stürmten gegen den Feind und blieben Sieger. Den wackeren Trompeter aber belohnte ihm Kronprinz für seine Tapferkeit, indem er ihm eigenhändig das Eisene Kreuz anbestete. Das war die seltsame Stunde in Joseph's Leben. Er malte es sich aus, wie stolz der Vater auf den Sohn bliden, wie respektvoll das ganze Dorf ihn anschauen würde, wenn er mit dem Orden auf der Brust heimkehrte. Und's Hannel, sein Hannel! Was würde das für Augen machen und wie würde es ihn herzen und küssen! War er nicht der glücklichste Mensch unter der Sonne?

Wieder wurde eine Schlacht geliefert. Die Kanonen donnerten, die Schiffe trachten und durch den wirren, betäubenden Lärm hindurch klang hell und schmetternd die Trompete des wackeren Joseph. Wie ein Löwe focht er dann, mit dem ganzen Ungeheuer seiner zwanzig Jahre auf den Feind einbringend, vorwärts, immer vorwärts!

Doch plötzlich sah er rings um sich französische Uniformen, von allen Seiten strakten ihm Gewehrläufe entgegen und zu spät erkannte er, daß er sich zu weit vorgewagt hatte. Schon nach wenigen Sekunden war er entmannt — ein Gefangener. — Mit dunkelrothem Scheine, als spiegelte sie das Bild des blutgetränkten Schlachtfeldes wieder, sank die Sonne hinter dem Horizont hinab. Joseph fand sich inmitten eines Trupps französischer Soldaten, die sich am Saum des Waldes gelagert und ein Wachfeuer angezündet haben. Die Flammenglut wirkte ein unsicheres, gelbenlich fahles Licht auf die dunklen Bäume, auf die bärtigen Krieger und auf den jungen Trompeter, der, von der Anstrengung und Aufregung des Tages erschöpft, in tiefen Schlaf gesunken ist. Freundsliche Träume umgaulen ihn, friedliche Bilder aus der Kindheit. Er sieht sich als kleinen Knaben dahem auf der Dorfstraße. Die Sonne scheint hell, die Vögel zwitschern munter auf Baum und Strauch und vom nahen Walde her weht ein kräftiger, witziger Hauch. Die Mutter sitzt vor der Hausthür, emsig das Spinnrad drehend, und er, der kleine Bub, kommt eben aus der Schule heim. Er hat mit den Kameraden Soldat gespielt; noch trägt er den Hahnschuh Holz auf der Schulter, als sei der das schönste Gewehr. Da plötzlich springt ein Hund über den Weg, knurrend und bellend. Dem Jungen wird himmelangst; er läßt seine Beine

fallen und eilt schreiend zur Mutter. „Ei, ichame dich, Joseph,“ sagt die, „ein rechter Soldat darf sich nicht fürchten.“ Der junge Trompeter erwacht und noch klingt ihm das Wort der Mutter in's Ohr. Rasch blüht er um sich außer den Wachtposten ruht alles in tiefem Schlaf. Ueber ihm am Firmament glühern und funkeln Myriaden Sterne in unwandelbarer Pracht. Es sind dieselben Sterne, die auf sein Heimathsdorf, auf das Häuschen des Vaters, auf das Grab der Mutter herabgesehen, dieselben Sterne, zu denen sein treues Lieb wohl an jedem Abend fromm und vertrauensvoll aufblühte, um ein Gebet für den fernem Geliebten emporzuschicken. Wenn Hannel wüßte, daß er jetzt ein Gefangener ist!

Wie gerne wäre er entflohen, doch das ist unmöglich — er wird zu stark bewacht. Langsam schleichen die Stunden dahin; doch endlich bricht der Morgen an, und die Franzosen legen ihren Marsch fort. Dem armen Joseph ist's traurig um's Herz. Was wird sein Schicksal sein? Er möchte für's Vaterland weiterkämpfen und nun schmachtet er in elender Gefangenschaft. „Lieber tott sein!“ denkt er, aber dann besinnt er sich; er ist ja die einzige Stütze des alten Vaters und sein Hannel hat ihm so oft gesagt, ohne ihn könne es nicht sein, herben möcht' er doch nicht — er ist ja auch noch so jung.

Um die Mittagzeit halten die Franzosen auf der Spitze eines Hügel's Auf. Nach einer Weile tritt der Anführer zu Joseph. Er macht ihm in gebrochener Deutsch und mit allerdhand Zeichen verständlich, daß er sich an den Rand des Hügel's stellen und blafen soll, um dadurch einen kleinen Trupp deutscher Soldaten, die im Thal lagern, heraufzuführen. Wenn er den Befehl erfüllt, soll er frei sein. Freilich der junge Trompeter spahrt mit raschem Blick hinab — es sind keine eigenen Landsleute, die da in der Ebene rasten. Jägernd bleibt er stehen, aber der ungeduldige Franzose herrscht ihm in drohendem Ton zu: „Blas oder ich schieß!“ Und wie zur Befähigung dieser Worte richtete er die Mündung seiner Pistole auf den armen Burschen. Die Freiheit oder den Tod! Dem Joseph schwindelt's; seiner Sinne kaum mächtig, taumelt er an den Abhang vor, während die Franzosen sich in den umliegenden Büschen verbergen. „Blas oder ich schieß!“ donnerte der Offizier. Mechanisch gehorchte Joseph. Er legt die Trompete an den Mund und schmetterte den verrätherischen Laut hinaus, das falsche Signal, das seine ahnungslosen Kameraden dem lauernden Feind in die Hände liefern soll. Und die Soldaten im Thal hoch auf; sie sehen den deutschen Trompeter; sie wintern ihn zu, fassen ihre Pferde und machen sich auf den Weg, in der freudigen Hoffnung, Waffengefährten zu treffen.

Der Joseph aber bläst weiter, das schönste Lied, das er weiß. Und seine ganze Seele legt er hinein, gilt es doch seine Freiheit, sein Leben. Da plötzlich erklingt aus der Ferne das Glöckchen einer Dorfkirche; es lautet der Angelus der Mittagshunde. Wie ein blutiger Schleier legt es sich über Joseph's Augen; er sieht seinen Vater, der sich traurig von ihm abwendet, er sieht sein Hannel, das bitterlich schluchzt. Warum? Weil er, dem „unser Kronprinz“ selbst das Eisene Kreuz angebestet, sein Vaterland schände verräth, weil er, statt sich als braver Soldat zu opfern, seine Kameraden, seine Brüder feige in einen Hinterhalt lockt und einen schmachvollen Tod entgegenfährt. Und der Wind in den Zweigen, die Vogel auf dem Baume, jeder Ton des fremden Glöckchens ruft ihm zu: „Ver-räther! Verräther!“

Kraftlos läßt er die Trompete sinken, doch dann durchsticht ihn jäh ein Gedanke. Rasch tritt er noch weiter vor, erhebt warnend die Hand und mit aller Kraft bläst er das Alarm-Signal, die Retraite.

Die Kameraden unten hören es; sie fluchen; sein Warnungszeichen läßt sie die Gefahr errathen; eilends kehren sie um. Droben aber sinkt, von der Kugel des enttäuschten Feindes durchbohrt, der wackerer Trompeter zu Boden. Ein seltsames Lächeln umspielt die bleichen Lippen — er ist nicht zum Verräther geworden, er ist gestorben wie ein Held für's Vaterland.

Des Wittwers Brautschau.

Humoresk nach einem englischen Motiv von Emma Reich.

„Martha, Martha, ich habe Dir eine Neuigkeit zu melden! Etwas ganz Außergewöhnliches hat sich zugetragen! Kannst Du es wohl errathen, Schwesterchen?“

Mit diesen Worten stürmte meine Schwester Liesbeth in's Zimmer und schwang einen offenen Brief in der Rechten. „Du hast wohl das große Loos gewonnen?“

„Bist Du ein profaisches Geschöpf! Was gilt mir Geld und Gut! Etwas viel Schöneres ist mir widerfahren. Denke Dir nur, Martha, ich habe einen freieren, wirklich einen freieren, einen leidhaftigen Mann von Fleisch und Blut! Schau mich so ungläubig an! Sieh' her; hier steht es, schwarz auf weiß!“

Der ich gerade beschäftigt war, bei Seite und sah zu, wie Liesbeth das Schreiben entfaltete, an das Fenster trat, um mir den Inhalt vorzulesen, den ich mit Interesse verfolgte.

Liebe Elisabeth! Ich muß Dir mittheilen, daß ein guter Bekannter von mir sich in Dein Bild verliebt hat. Er ist Wittwer und hegt schon seit längerer Zeit den Wunsch, sich wieder zu verheirathen. Zufällig bekam er Deine Photographie zu Gesicht, und so gleich war es um sein Herz geschehen. Er erlaubte sich genau nach Deinem Charakter und Wesen bei mir, und da ich ihm natürlich eine glänzende Schilderung gab, entschloß er sich, Euch zu besuchen. Selbstverständlich ermutigte ich ihn in seinem Voratz, denn er ist eine gute Partie. Mittwoch denkt er zu kommen. Sei freundlich zu dem armen Mann — und vergiß nicht, mich zu Deiner Hochzeit einzuladen! In Liebe Deine Tante Marie.“

Die gute Tante Marie! Das steht ihr wieder einmal ähnlich! rief Liesbeth, halb belustigt, halb ärgerlich. Weil es eine gute Partie ist, meint sie, muß er mir ohne Frage gefallen. Und wenn mein Herz nun schon gesprochen hätte, liebste Tante?“

Liesbeth, heute ist ja schon Mittwoch! Du kannst Deinen Verehrer jede Minute erwarten.“

„Ich möchte Tante Marie am liebsten zerreißen. Wie lange ich's nur an, den hübschen Herrn los zu werden? Muß ich auf den dummen Einsfall gerathen, meine lösbaren Bilder in die Welt hinaus zu schicken. Martha, hilf mir doch! Gib mir einen Rath, Schwester, wie ich mich meines neuesten Liebhabers entledigen kann!“

Schweigend überlegten wir beide einen Augenblick. „Ich hab's, ich hab's!“ rief Liesbeth plötzlich und fiel mir jubelnd um den Hals. „Ich stelle mich einfach taub. Ei, das wird einen Spaß geben!“

Das ist leichter gesagt als gethan, Liesbeth! Du wirst Deine Rolle nicht durchführen können!“

„Das ist meine Sorge sein!“ antwortete Liesbeth. Ihre Augen glänzten, und sah stürmisch mich an, als ob sie mich mit einem Blick durchdringen wollte, daß ich vollkommene Taubheit, daß ich keine Silbe des Gesprochenen verstehen kann, wenn es in der üblichen Tonhöhe geführt wird. Du mußt also übermäßig schreien, wenn ich an der Unterhaltung theilnehmen soll! Aber Du bleibst nicht lachen, ganz ernst mußt Du bleiben, denn sonst könnte er am Ende doch hinter unsere Schilde kommen, und wir würden uns lächerlich machen! Doch jetzt muß ich mich zu seinem Empfang vorbereiten.“

„Es war noch keine halbe Stunde nach unserem Gespräch verstrichen, als ich einen Mann die Straße vom Bahnhof her heraufkommen sah. Natürlich war es Liesbeth's Verehrer. Er schien wenigstens fünfzig Jahre alt zu sein; sein schwerfälliger, behäufener Gang stand im Einklang mit seinem ernsten Gesichtsausdruck. Er sah aus, als hätte er seinen Sonntagsstaat angelegt und stülpte sich ungeduldig darin. Ich öffnete ihm die Thür. Da stand er. „Wohnt hier Fräulein Elisabeth Müller?“ fragte er.

Sie müssen nicht etwa annehmen, daß ich sehr schwer höre! Wenn Sie nur deutlich sprechen, vernehme ich Ihre Worte ganz genau.“

„Ihre Tante Marie hat mir von Ihnen erzählt,“ sagte Herr Peters das Gespräch fort. „Sie hat lange Zeit in meinem Hause gewohnt.“

„Tante Marie tod? Das ist ein Irrthum Ihrerseits, Herr Peters! Sie schrieb doch gar nichts davon!“

„Sie hat lange Zeit in meinem Hause gewohnt!“ wiederholte der Wittwer, und seine Stimme klang wie Drometengeschmetter.

„So, so, jetzt habe ich verstanden. Sehen Sie, Herr Peters, wenn Sie nur ein ganz klein wenig lauter als gewöhnlich sprechen, haben wir Beide gar keine Schwierigkeit, zusammen zu plaudern.“

„Ihre Schwester muß aber wirklich taub sein,“ wandte sich Herr Peters an mich. „Ich konnte das Lachen nicht länger unterdrücken, stand daher auf und machte mir im Wohnzimmer zu schaffen. Aber auch hier traute ich meinen Lachmuskeln nicht und ging deshalb hinaus in die Küche. Selbst dort erreichte mich noch ihr Gespräch. Immer wieder und wieder ließ meine grausame Schwester ihren Anbeter seine Aufmerksamkeiten wiederholen, so daß der arme Mann bald ganz heiser war.“

„Es ist sehr warm!“ höhnte er. „Eine Farm besitzen Sie? Ach, das ist ja reizend! Seit meiner Kindheit ist es mein Traum, auf dem Lande zu leben. Das ist doch etwas ganz anderes als in der Stadt!“ sagte Liesbeth begeistert.

„Wenigstens ist es gesund,“ war die nüchterne Antwort. „Einen Hund haben Sie auch? Ei, das muß ein Vergnügen sein, ihn bellern zu hören, so recht laut, wenn ein Fremder eindringen will! Ich freue mich aufrichtig, Herr Peters, daß wir in unserer Geselamtskräftigung so ganz übereinstimmen.“

Herr Peters schüttelte bedenklich das Haupt und atmete schier erleichtert auf, als ich die Herrschaften zu Tisch bat. Es war wahrlich eine Pein für mich, ruhig auf meinem Plage auszuharren.

„Das Herrliche, was es für mich auf Erden gibt, sind Spaziergänge und Waffensfahrten beim Mondenschein,“ nahm Liesbeth die Unterhaltung wieder auf. „Sie theilen sicherlich meinen Geschmack, Herr Peters?“

„Das könnte ich nicht behaupten. Die Nachtluft ist immerhin etwas kühl, und ich bin recht rheumatisch.“

„Romantisch! Das ist ja geradezu überraschend! Man findet so selten einen Mann, der romantisch angelegt ist. Wie gut sich das trifft, ich bin es nämlich im höchsten Maße!“

„Ich sagte, daß ich rheumatisch wäre!“ schrie Herr Peters jetzt, daß der Tisch zitterte.

„Bardon, mein Herr! Sie scheinen aber manchmal zu vergessen, daß ich ein ganz klein wenig überhöflich bin, denn Sie sprechen sehr bedäufel. Ich liebe aber die Hoffnung, daß Sie sich allmählig daran gewöhnen, etwas lauter zu sprechen.“

„Das glaube ich kaum!“ raunte mir Herr Peters zu. „Kann denn gar nichts dagegen gethan werden?“

„Wieviehl, Herr Peters!“ antwortete ich ihm und suchte in meiner Tasche. Den ganzen Nachmittag spielte Elisabeth die übernehmene Rolle; der Mann strengte sich übermäßig an, sich meiner Schwester verständlich zu machen, bis ihm endlich die Stimme versagte. Er stand auf, um ein wenig Luft zu schöpfen, und benutzte die gute Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen; denn ich war schon längst in den Garten geseilt.

„Ich bin vollständig erschöpft, Fräulein Müller!“ seufzte Herr Peters. „Es ist schwerer, sich mit mir zu unterhalten, als einen Bären das Zangen zu lehren. Schade um das hübsche Mädchen. Unbedingt muß ein Ohrenarzt befragt werden. Sie gefällt mir ganz ausnehmend und scheint mir ein lebhaftes Interesse entgegen zu bringen.“

„Möchten Sie die Angelegenheit nicht lieber mit Liesbeth besprechen?“ warf ich ein.

„Aber, mein Herr! Sie scheinen aber manchmal zu vergessen, daß ich ein ganz klein wenig überhöflich bin, denn Sie sprechen sehr bedäufel. Ich liebe aber die Hoffnung, daß Sie sich allmählig daran gewöhnen, etwas lauter zu sprechen.“

„Das glaube ich kaum!“ raunte mir Herr Peters zu. „Kann denn gar nichts dagegen gethan werden?“

„Wieviehl, Herr Peters!“ antwortete ich ihm und suchte in meiner Tasche. Den ganzen Nachmittag spielte Elisabeth die übernehmene Rolle; der Mann strengte sich übermäßig an, sich meiner Schwester verständlich zu machen, bis ihm endlich die Stimme versagte. Er stand auf, um ein wenig Luft zu schöpfen, und benutzte die gute Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen; denn ich war schon längst in den Garten geseilt.

„Ich bin vollständig erschöpft, Fräulein Müller!“ seufzte Herr Peters. „Es ist schwerer, sich mit mir zu unterhalten, als einen Bären das Zangen zu lehren. Schade um das hübsche Mädchen. Unbedingt muß ein Ohrenarzt befragt werden. Sie gefällt mir ganz ausnehmend und scheint mir ein lebhaftes Interesse entgegen zu bringen.“

„Möchten Sie die Angelegenheit nicht lieber mit Liesbeth besprechen?“ warf ich ein.

„Aber, mein Herr! Sie scheinen aber manchmal zu vergessen, daß ich ein ganz klein wenig überhöflich bin, denn Sie sprechen sehr bedäufel. Ich liebe aber die Hoffnung, daß Sie sich allmählig daran gewöhnen, etwas lauter zu sprechen.“

„Das glaube ich kaum!“ raunte mir Herr Peters zu. „Kann denn gar nichts dagegen gethan werden?“

„Wieviehl, Herr Peters!“ antwortete ich ihm und suchte in meiner Tasche. Den ganzen Nachmittag spielte Elisabeth die übernehmene Rolle; der Mann strengte sich übermäßig an, sich meiner Schwester verständlich zu machen, bis ihm endlich die Stimme versagte. Er stand auf, um ein wenig Luft zu schöpfen, und benutzte die gute Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen; denn ich war schon längst in den Garten geseilt.

„Ich bin vollständig erschöpft, Fräulein Müller!“ seufzte Herr Peters. „Es ist schwerer, sich mit mir zu unterhalten, als einen Bären das Zangen zu lehren. Schade um das hübsche Mädchen. Unbedingt muß ein Ohrenarzt befragt werden. Sie gefällt mir ganz ausnehmend und scheint mir ein lebhaftes Interesse entgegen zu bringen.“

„Möchten Sie die Angelegenheit nicht lieber mit Liesbeth besprechen?“ warf ich ein.